Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Das Lichtgässlein
Autor: Umberger, Olga
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573886

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

andern in fröhlichem Spiele. Unterm Baume waren zwei Menschenkinder, und zu ihren Füßen lag ein kleines Püppchen.

Vom Turme St. Notkers dröhnte der Vesperschlag. Stinli flüsterte seiner Gespielin ins Ohr: „Albertinli, die Johannisbeeren?“ Und als das Mädchen nicht erwachte, hob es der Junge sachte auf und sah es bewundernd an. Endlich öffneten sich die zarten Augen, und das Mädchen flüsterte: „Ich hab' geträumt, Stinli.“

„Was?“

„Von dir ... Ich sag' nicht was ...“

Da setzten sich die beiden ins Gras, und aus dem Puppenwagen holte das Albertinli das Büchslein mit den Beeren. Stinli grub aus der tiefen Innentasche seines Kittels sein Stück Brot, suchte die Mitte, brach das Brot und reichte die eine Hälfte dem Mädchen. Und die Kinder waren wieder Kinder geworden und dachten nur an den Augenblick. Hinter dem fernen Tannenberg mit seinen schlankflammigen Kiefern auf dem Kamme tauchte das erste Abendgewölk auf. Es war goldig und lang gezogen, ein breites, leuchtendes Band, von urstarker Hand gespannt. Und über der Flammenbrücke ruhte die Sonne auf einer hochgetürmten Wolke aus. Die Schatten waren milder geworden, und die Blumen neigten sich im Abendwinde.

Auf dem Wege vom Staudengüggi nach Notkerlingen gingen zwei Kinder, die etwas erlebt hatten, das sie zu inniger Freundschaft verband.

Es kam eine laue Nacht. Stinli barg sein Haupt in die Kissen, und er sah ein Mädchen mit roten Wangen, purpurnen Lippen und blendend weißen Schaufelzähnchen. Und in zwei Augen sah er! Das Albertinli Gisler war ihm erschienen und sprach: „Stinli, haben wir nicht ein schönes Kindlein! Sieh, jetzt schläft's!“

Das Lichtgäßlein.

Nachdruck verboten.

Erzählung von Olga Amberger, Zürich.

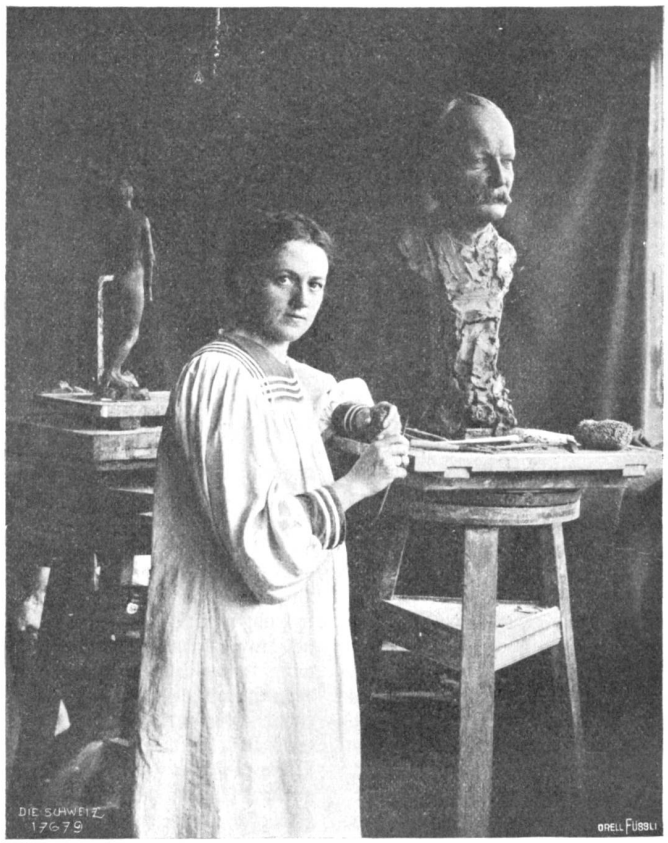
Allabendlich in der Dämmerung stieg ein kleiner blasser Mann, der eine rote Nelke im Knopfloche seines langen Rockes trug, das steile ruhige Lichtgäßlein hinunter. Die ohnehin schon enge Gasse war der Länge nach in zwei Hälften geteilt, wovon die eine rauh gepflastert war und die andere eine schmale Treppe bildete. Zu jeder geräumigen, niedrigen Stufe brauchte der einsame, ältliche Mann zwei kurze Schritte, sodaß er auf eine fast zierliche Art langsam in der hellen menschenreichen Querstraße unten ankam, als träte er aus einem steinigen, ausgetrockneten Bachbettlein in eine glatte lebendige Flut. Vorerst brannte ihm ein erleuchteter Fleischerladen in die Augen; die Fleischstücke lagen roh und grausam rot auf dem blutigen Marmortisch, das Messer hieb ein, und die Mädchen und Frauen nahmen lachend ihren Anteil. Daneben blühte ein Modewarengeschäft, in dessen Auslagen die bunten Frauenhüte auf kurzen Holzpflöcklein beisammensaßen wie Vögel auf der Stange. Dem schloß sich ein Gemüsekramladen an, der in farbigem Durcheinander von Rot, Grün und Gelb der städtischen Straße eine ländliche Heiterkeit brachte, die ihr gut tat. Der Boden schien violett, und wo ein Laternenlicht sich verbreitete, lag es gleichsam als gelbe Wasserlache auf dem ebenen Pflaster; bei Regenwetter aber kam der Spiegelglanz von einem natürlichen nassen Ueberzug. Vor dem zweitürmigen romanischen Münster dehnte sich die Straße zu einem weiten Platze auseinander, dem tagsüber eine ungezählte Schar wilder nagelgrauer Tauben ihre Ehre antaten, die auch, weil sie im ausgehöhlten Mauerwerk der Kirche wohnten, als anhänglichste Kirchenbesucher gelten konnten. Manchmal sah man einen kräftigen, weißen Frauenarm aus dem Fenster eines nahestehenden Hauses den frommen Tauben winken; er gehörte einer lächelnden jungen Frau, die mit diesem Spiel ihr gelbhaariges Bübchen scherzend unterhielt. Der Mann mit der roten Nelke wandelte fast unbeachtet durch die Leute und bog in die engste unter allen Gassen der schönen, alten Stadt ein. Er wand sich dem Zickzack folgend zwischen vielfenstrigen braunen Häusern hindurch. Der heiße Atem einer Backstube quoll in die Gasse, und aus einem Instrumentenlager scholl hin und wieder versuchsweise ein hurtiger Trompetenstoß oder der zitternde Ton einer in Schwingung gebrachten Geigensaite. Die engste Gasse führte in eine der Hauptstraßen und bekam an ihrem Endstück schon ein helles Auge vom breiten Leuchten der großen Stadt. Mit diesem Auge konnte sie den ersten feuchten Streifen des grünen Flußes sehen, der ruhig und unentwegt seinen Lauf vollführte, wie die unaufhörlich vorüberfließende Zeit, die sich weder besinnt noch jemals stille steht. Dem Fluß entlang zog sich auf der linken Seite das älteste Stadtviertel hin. Seine Häuser sahen allesamt verwahrlost aus und streckten Ellbogen und Knie aus den verwaschenen Kleidern, worüber dunkle, nasse Striche und Spuren hinliefen, als wäre eine riesige, klebrige Schnecke darauf herumgekrochen. Sie schauten mit runzeligen, grauen Gesichtern dem Wasserlaufe zu, hingen, obwohl in Größe und Form verschieden, nahe aneinander und lagen zu Füßen einer aus den Anfängen der Stadt übriggebliebenen Festungsmauer, auf deren Höhe ein wehender Garten von hochbetagten Lindenbäumen blühte, der dem alten Gemäuer als Krone wohl anstand. Während oben die Lindenblätter übermütig und lustig in der Luft flatterten, vollzog sich unten im friedlichen Gewimmel der Treppchen, Türmchen, Fensterchen und Erkerchen ein kleines, fleißiges Leben, so geschäftig und zierlich wie in einem unberührten Ameisenstock. Mitten darin lag ein winziges Gärtlein nahe am Wasser als ein blumiges Teppichlein in einer kleinbürgerlichen Staatsstube. Daneben begann sich auf der Straße und im Hausgange eines großen Gewölbes ein vielgestaltiger Trödelkram offen und frei auszubreiten. Wahllos standen und lagen neben einander alte gelbe Bilder und Stiche, tannene Kästen und nußbaumene Möbel, bemaltes Geschirr und meergrüne Ofenkacheln, allerhand Kleinodien, seidene und brokatene Stoffe und mancherlei verstaubter Hausrat, womit das einzige krumme Gäßlein des Quartiers unterhaltsam ausgefüllt wurde. Das ganze Viertel hätte schon vor Jahren einem neumodischen breiten Quai sich opfern sollen; aber die Räte der schönen Stadt nahmen nie den Anfang dazu. Sie mochten die Kosten fürchten und wollten den guten Geruch nicht so bald verlieren, in dem sie standen, solange sie die ursprünglichen und eigentümlichen Häuser angeblich aus künstlerischen und pietätvollen Gründen ungeschoren stehen ließen. So blieben die Häuser einstweilen an ihrem Orte, und für die Stadt, in deren Besitz sie standen, kam dabei nichts Ersprießlicheres heraus, als daß die rissigen Mauern täglich mehr zerfielen und dem Flußufer ein Stück weit ein recht besonderes Bild verliehen, während mancher geärgerte Bürger das dort ruhende Stücklein Kapital bedauerte, den Nutzen einer Veränderung überschlug und die krummen Häuser verwünschte. Das mochten sie fühlen, sie schienen sich ängstlich und lebensmüde zusammenzuducken; nur des Abends wachten sie mit zitternder Freude. Dann empfing beinahe jedes Fensterlein sein Licht, ein ruhendes mildes oder ein flackerndes hüpfendes. Die vielen blinkenden Punkte aber tauchten im Wasser unter, den gebrechlichen Mauern gab der kühl dahinschreitende Fluß im

W. F. Burger, Zürich. Im Sonnenbühl. Aquarell (1909).

Spiegelbilde Jugendglanz und Wärme und verwandelte die abgeschabten verlotterten Häuser in eitel feurige, gleißende Feenpaläste. Der Mann mit der roten Nelke stand jeden Abend lange am gegenüberliegenden Ufer und staunte in den fließenden glühenden Grund. Es tat ihm jedesmal im Herzen gut, wenn er den goldenen Zauber dort unten schwimmen sah, der aus dem krummlinigen, gebückten Gemäuer prächtige Paläste mit geraden Rücken schuf; denn er selbst war alt und schief gewachsen. Ein einzelnes hohes Licht hauste in einem müden Türmlein, das schlängelte sich im Wasser bis zu ihm an das andere Ufer hinüber wie an einem langen Arm, der auf ihn deutete: „Das ist dein Licht!“ Der bucklige Mann versäumte keinen Abend diesen Anblick, der ihm das Sinnbild eines Jungbrunnens zu sein schien, und kehrte jedesmal mit leichterem Herzen heim in sein stilles Haus zuoberst im Lichtgäßlein. Er brachte das Rauschen des Wassers, das täglich verschieden vom gestrigen Abend erklang, mit sich; denn er besaß ein fein empfängliches, musikalisches Gefühl und saß alle Sonntage als Organist an der kleinen, leider pfeifenden Orgel der St. Elisabethenkapelle. Regelmäßig war daheim die alte Base Regula, die seinen Haushalt still und langsam besorgte, eingedämmert und mit den müden Händen auf den Kater in ihrem Schoß gefallen. Beim Lampenlicht zeigte es sich, daß der Organist einen bemerkenswerten Kopf besaß, kluge und frohe Augen, eine weiße kantige Stirne und einen schlichten, müden Mund über einem auffallend eckigen Kinn, das ein leichter, grauer Bart umschattete. Seine schmalen Finger pflegten behutsam die rote Nelke von der Brust zu nehmen, sie sorgfältig zwischen zwei Löschpapiere zu legen und in die Holzdeckel einer Pflanzenpresse zu klemmen. Nelken gehörten für ihn zum Leben, und eine rote Nelke trug er immer mit sich. Er pflückte sie in seinem eigenen Gärtlein, solange dort die Nelken blühten; sonst erstand er sich eine Blume beim Gärtner; jede Nelke hob er gewissenhaft auf und hegte eine Sammlung getrockneter Blumen wie eine alte Jungfer. Spielte er abends noch auf seinem Harmonium, dann gingen die erwachte Base und der munter gerüttelte Kater jedesmal selbander hinaus; dem Kater waren die sich bewegenden vier Glieder seines Herrn zuwider, und die Base Regula meinte, sie höre doch nichts. Ihre Lebensklugheit bestand nämlich darin, daß sie nur vorgab, sie höre nicht gut und sei zum mindesten halb taub. Darum trug sie stets ein Halstuch um den Kopf gewunden und über die Ohren gebunden; auf diese Art hörte sie freilich schlecht, aber doch alles und brauchte trotzdem auf an sie gerichtete Fragen nicht acht zu haben, wenn sie nicht wollte. So war sie mit Fragen meistens verschont geblieben. Aber wenn jemand in ihrer Gegenwart achtlos etwas erzählt hatte, wähnend, sie sei wirklich schwerhörig, dann war es ihr zu gute gekommen. Was sie gehört, bewahrte sie wohl und legte sich davon im Kopfe einen breiten Vorrat an, den sie zwar nie sehen lassen durfte, um sich nicht zu verraten, der ihr aber im Alter ihre langen Stunden kurzweilig vertrieb. Daneben hütete sie eine Sammlung von Halstüchern, darin sie fast Luxus trieb; sie besaß solche Stücke in Seide, Wolle, Garn und Flanell, gehäkelte, gestrickte und bestickte, gefranzte und ungefranzte, geknüpfte, betupfte und geblumte. Der Bucklige huldigte also allein den hellen Sommerabenden, die ihm die weiche Luft durch's Fenster schickten, indem er in seinem sauberen, altmodischen Zimmer auf dem Harmonium spielte, bis bald der Duft seiner Nelken aus dem Gärtchen heraufkletterte, sich in feinen Ringelwölkchen heimlich auf die Tasten setzte und mithalf beim singenden träumenden Spiel der Erinnerungen. Er hatte als Kind mit Nelken gespielt, mit den Lieblingsblumen seiner Mutter. Hinter seinem Vaterhause, das nach der Seite des Lichtgäßleins hin nicht eben heiter und jugendlich aussah, ruhte ein kleines frisches Gärtlein, so geräumig wie eine mittelgroße Stube, in deren Mitte ein runder Tisch gestellt ist. Anstatt des Tisches wölbte sich ein Nelkenbeet; in jede Ecke war wieder ein solches geschoben, und damit war das ganze Gärtlein würzig ausgepolstert und ließ nur ein schmales Weglein rundum frei. Als kleiner verwachsener Knabe hatte er dort neben den Nelken gekauert, hatte sie liebevoll betrachtet und hatte seinen auserwählten Lieblingen darunter Namen gegeben. Die gesprenkelten und gestreiften nannte er Tigerchen oder Zebra, eine prächtige volle rote den Rubin und einige absonderlich gewachsene sogar Blutegelchen, obwohl seine Mutter ihm Blutegel als häßliche graue Würmer beschrieb; er fand aber den an rotes Blut erinnernden Namen gut und passend und freute sich über seine Blutegelchen. Bei jedem Blühen hieß er eine wiegende rote Nelke Eva, weil er ein anmutiges Bäschen dieses Namens vom Lande immer in einem roten Röcklein sah. Die gelben Schmetterlinge säuselten nahe herbei und machten den schönen nickenden Blumen ritterlich den Hof, wobei der Kleine wohl aufpaßte, daß keine darunter verschmäht wurde, während der frische Nelkenatem in der gleitenden Luft ihm beim Sonnenglanz süße holde Wunderdinge erzählte. Mitten in der großen Stadt war das seine verzauberte Märcheninsel, die ihm den sehnsüchtigen Glauben an ein großes unsichtbares Glück für sein weltabgeschiedenes Leben mitgab. Den Vater hatte er frühe verloren; aber die Mutter war ihm lange Jahre nahegeblieben, und als sie starb, da legte er auf ihren Sarg lauter rote Nelken. Der Sarg mußte durch das dunkelgraue Lichtgäßlein behutsam hinuntergetragen werden, und die Nelken leuchteten wie das Leben, und die herabfallenden Blüten glichen warmen Blutstropfen. Den Nachbarn und den alten Häusern war es etwas Erstaunliches, rote Nelken auf ein schwarzes Leichentuch gehäuft zu sehen, und sie behielten es immer im Andenken. Der bucklige Organist hieß Peter Salamander und war der sonderbarste und vornehmste Einwohner im Lichtgäßlein. Die Leute in der Stadt sagten von ihm, er sei ein Nelkennarr, und weil sein Haus zum Nägelistock hieß, so nannten hämische Mäuler ihn selbst den Nägelistock. Das duftende Nelkengärtlein durchleuchtete sein Alter mit beglückenden Jugenderinnerungen, und wenn er mit seiner vorgesteckten roten Blume ausging, so erhielt auch das blauschwarze Lichtgäßlein ein farbiges Lichtlein.

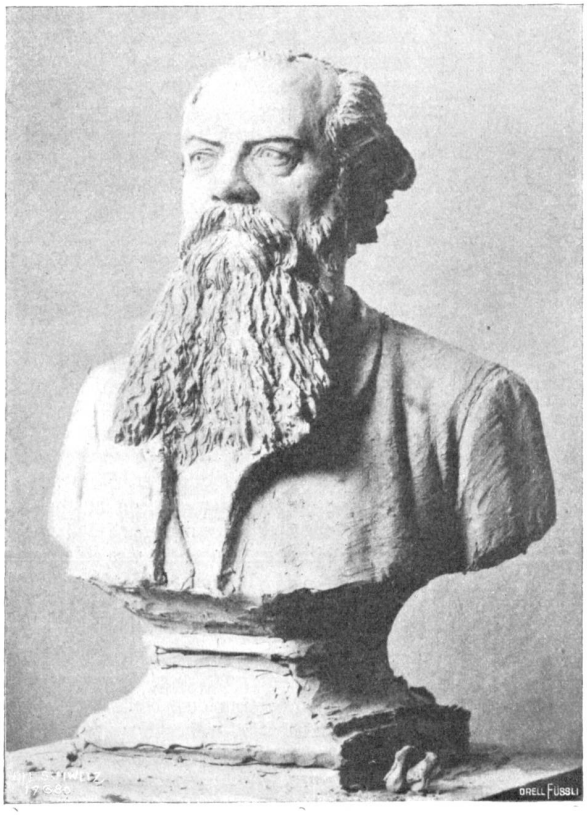
Die Gasse selbst war eine wunderbare, manchmal wie ein dunkler Geistergang und manchmal wie ein steiler, mühsamer Pilgerweg, in dem zuoberst eine glänzende gelbe Gartenmauer lockend winkte, und wenn die Sonnenstreifen auf der Mauer sich tummelten gleich Engelskindchen auf der Himmelsflur, dann konnte man wähnen, der finstere, steinige Weg ins goldene Paradiesgärtlein führe durch das Lichtgäßlein. Und wer zuoberst sich umwandte, konnte über eine zackige Reihe schwarzer Dächer hinweg und zwischen hohen Häusern hindurch einen silbernen Faden des Flusses bemerken und weit weg auf einer grünen Anhöhe am jenseitigen Ufer eine milchweiße, ruhige Kirche mit einer schönen breiten Kuppel. Das Lichtgäßlein hieß vielleicht schalkhafterweise so; denn mit übermäßig viel Licht konnte es nicht aufwarten. Es war eine sehr steile Sackgasse. Weil man sie aber nicht als Durchgang benützen konnte, lebte sie ihr stilles Leben abseits von der großen lärmenden Menge. Sogar die Politik, die sonst überall und vorzüglich gerne in enge Gassen hineinsickert und die in der schönen Stadt rege war wie eine Waschfrau, drang nicht in die steile Gasse ein. Beim Hinaufklettern wäre ihr wahrscheinlich der Atem zum langen Reden und damit die Hauptsache genommen worden. Vor der oben abschließenden herrschaftlichen Gartenmauer spreizte sich die Gasse zu einem sonnigen Plätzchen auseinander und bekam dadurch fast die Form einer kurzen Strumpfröhre, an deren Ende das breitere Fußteil hängt. Links beim Hinaufgehen starrten bloß die breitüberdachten Hintermauern von großen Wohnhäusern, ohne Fenster und irgendwelchen Eingang, aber rechts drückten sich die ins Lichtgäßlein schauenden alten Häuser in kameradschaftlicher Treue aneinander. Nirgends wiesen sie eine falsche neue Farbe auf, sondern sie hüllten sich in lauter echte, vom Wetter auf natürliche Weise versleckte und gebräunte Gewänder. Die meisten neigten sich mit den Giebeln neugierig nach

vorn und ließen nur ein dünnes Stücklein Himmelsdecke hervor. Dem einen entwuchs ein stolzes, kurzes Türmchen, das nächste warf sich kühn in die Brust, weil sein oberer Teil etwas zurücklag, das dritte trug als Krönlein eine niedrige Zinne, dem vierten dienten sieben magere Kamine als Helmschmuck, deren prächtiger wehender Rauch dem fünften die schönsten Haubenschleifen schenkte. Das oberste aber krönte ein Diadem aus Glas, womit es über alle andern hinwegsah; das war das seltsame Malatelier des buckligen Organisten. Jedes Haus zeigte seinen Namen in den Stein eingeschnitten: so gab es neben dem Nägelistock einen Schimmel und eine Tulpe, zwei Paradiese, ein oberes und ein unteres, und einen Granatapfel. Die hölzernen Haustüren, darüber des Hauses Geburtsjahr eingegraben war, prunkten mit reichen Schnitzereien und mit verzierten eisernen Knöpfen. Bei allen hing die Glocke außen, und wenn eine solche gezogen wurde, so wußte es die ganze Gasse; denn die Klingeltöne kugelten lustig übereinander wie hüpfende Bachkiesel. Von Zeit zu Zeit sprang aus einer Hausmauer eine eiserne Faust hervor, durch die ein Loch gebohrt war, damit eine runde Stange hindurchschlüpfen könne, als fortlaufende tröstliche Stütze für die Schwerfälligen. Gegen die Morgensonne hin aber versteckte sich das Kleinod eines jeden Hauses, ein Gärtlein, und aus den Fenstern nach Osten sah man über grüne und dunkelrote Bäume weg die vielen Häuser der Stadt und eine hohe Promenade und in der Ferne den Fluß, wie er nach einigen Krümmungen in die Stadt einlief, als ziere er sich noch, bevor er der schönen Stadt die Ehre antue, und hoch am Himmelsrande den gläsernen Eisring der weißen Berge. Und im Sonnenschein schwebte über allem der schwere Atem von blühenden Nelken, dem sich niemand entziehen konnte. Die Gasse war an blauen Sommertagen gerade recht zur gefahrlosen Turnübung einer Kleinkinderschule, die unter der milden Fuchtel einer weißhaarigen Frau mit spiegelglattem Scheitel stand. Die alte Frau hieß bei den Kindern Tante Philippine oder kurzweg Tante. Ihre Schulmethode lag buchstäblich in ihren eigenen beiden Händen und bestand aus vielen verschiedenen von ihr selbst erfundenen Abarten des einfachen Klatschens mit den Händen. Die Zöglinge mit offenen Mäulchen und großen Augen kannten sich genau aus im Anhören des Klatschens. Einmaliges, leichtes Klatschen befahl: „Aufstehen!" zweimaliges: „Niedersitzen!" Ein energisches, rasches, fast unaufhörliches Klatschen aber bedeutete: „Ruhe, Kinder!" und wurde meistens prächtig befolgt. Die Tante führte indes noch eine lange Reihe solcher Zeichen im Gebrauche, und den Kindern waren sie geläufig und vergnüglich. Jedem hing ein mit Glasperlen besticktes Täschlein oder ein Körbchen um, und viele schwangen in der Hand eine selbstgeleimte Kette aus farbigem Papier. Oftmals zog die Tante Philippine, die ein weißes Kräglein am Halse trug, mit ihrer zappelnden Schar auf das besonnte Plätzchen im obern Lichtgäßlein, ließ sie dort ihre Taschen ablegen und führte, sicher vor Wagen und gefährlichem Straßenverkehr, leichte Kinderreigen und Spiele mit den Kleinen auf. Sie stelzte rückwärts, fortwährend in die Hände klatschend und laut eins zwei, eins zwei zählend, und der ganze Schwarm wackelte ihr entgegen als lange muntere Kette, oder sie beschrieb allerhand Figuren und Kränzlein mit den singenden Menschlein. Sonst war das Gäßlein ein verlassenes. Die Sonne schien nur oben auf das Plätzchen ausgiebig und vollständig hin; zwischen den hervorstehenden Giebeln, daran die wunderlichsten Dachtraufen hingen, konnte sie nur stückweise hindurchschlüpfen, und selbst dem Regen war es nicht vergönnt, mehr als einzelne runde Tropfen hindurchzudrücken, die verdrossen und langsam herniederklapperten. In der Mitte der Gasse wurde nachts eine hängende Laterne angesteckt, die nach oben und nach unten gnädig eine Handvoll Licht verteilte und Anfang und Ende der Gasse sich selber überließ. Das oberste Stück bekam seinen hellen Streifen von den groß erleuchteten Fenstern des vornehmen Hauses über die gelbe Gartenmauer hinüber, und der unterste Teil holte sein Licht aus dem Glanze der stattlichen Querstraße, in die er mündete. Dort, am Ende der Gasse standen vom untersten Haus übereinander ein paar Firmenschilder wie Kinderfähnlein in die Luft hinaus, die andeuten wollten, daß in der Gasse oben doch ein wenig Handel webte und lebte. Eine schöne grüne Tafel verriet, daß im „oberen Paradies" Hans Hornig, alt Uhrmacher zu Hause war. Zum augenscheinlichen Zeichen war eine gelbe ungefüge Taschenuhr hingemalt, deren magere Kette den Anfangsbuchstaben H beschrieb. Als die Zeit gekommen war, hatte man das kleine Wort „alt" fast unbemerkbar hinzugesetzt. Das war ein Streichlein des alten Uhrmachers. Mancher Vorübergehende beachtete den Uhrmacherschild, vermutete, im Gäßlein wohne ein bescheiden fordernder Handwerker und stieg mit seiner zerbrochenen Uhr hinauf zu Hans Hornig. Der war aber hochbetagt und fast blind und lebte mit einer schwarzen Zipfelmütze im Lehnstuhl; neben ihm lag ein weißes Tuch auf einem hohen Tischchen, darauf seine feinen Werkzeuge unbenützt ruhten. Er war stets glücklich, wenn ihm einer eine Uhr zum Flicken bringen wollte und er wieder eine fremde Uhr in die Hand bekam, die er begucken konnte. Dann gab er sie lächelnd zurück: er sei nur noch alt Uhrmacher, es stehe unten auf der Tafel, aber er danke für den Besuch. Die meisten Leute nahmen es ihm nicht übel, weil sie dachten, sie hätten selbst besser lesen sollen. So saß Hans Hornig am Erkerfenster und zwang die Welt, in die er nicht mehr gehen konnte, ihm bisweilen einen Menschen hinaufzuschicken. Er hielt einen astronomischen Kalender dicht unter die Brille und beschäftigte sich, seinem einstigen Berufe zuliebe, immer noch mit der Zeit und maß die Tage und Stunden nach den Sonnenregeln. Der steinerne Erker sah aus wie das

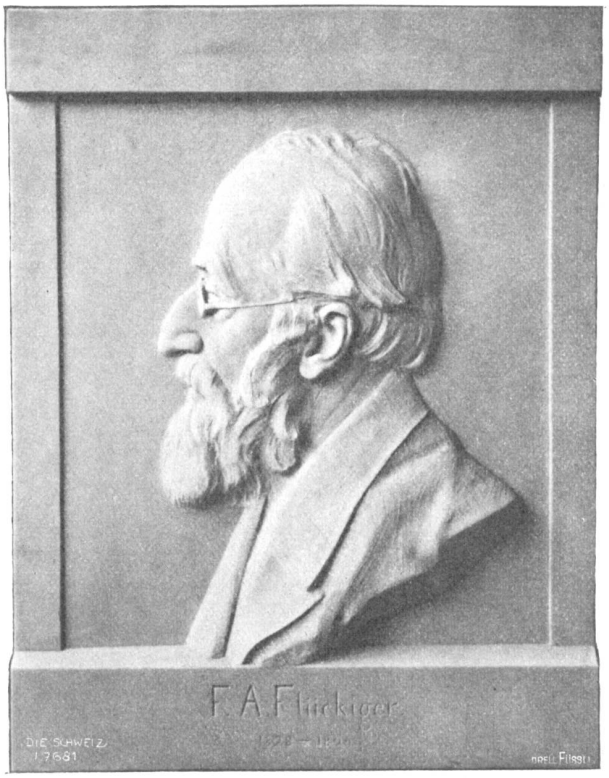


Ida Schaer-Krause an der Büste ihres Schwiegervaters, des Pharmakeuten Prof. Dr. Ed. Schaer in Straßburg, arbeitend. Atelieraufnahme (Mai 1910) von Anna Rüscheler, Zug.

Glashäuschen eines Muttergötteslein; darin wackelte Hans Hornig mit dem Kopfe bald in den Kalender hinein und bald auf das Gäßchen hinunter. An sein Haus klammerte sich ein Straßenspiegel und spendete ihm eine wundersame Unterhaltung; er brauchte nur den Kopf ein wenig schief zu drehen, so zeigte sich die Gasse aus ihrer steilen Geraden geworfen, und weil er das Zittern im Kopfe trug, kam die Sache für ihn in ein gelindes Tanzen, sodaß er bald die Augen schließen mußte und seine runzelige Frau beim Aepfelschälen ihn mahnte: „Vaterli, streng dich nicht überan!" Der Mann mit der roten Nelke versäumte nie, sich unter den Straßenspiegel zu stellen, um darin mit Hans Hornig ein grüßendes Nicken zu tauschen. Die beiden kannten sich auf diese stumme Art schon lange; der Zitternde zeigte dazu seinen Sonnenkalender, während der Organist auf seine Blume wies. Es wußte zwar keiner, was für ein geheimnisvoller Faden durch des andern vorgezeigtes Stück lief; aber sie respektierten sich gegenseitig und nahmen ihre Begegnung im Spiegel von einer ernsthaften und gemessenen Seite, derweilen die träumenden Häuser sich stille freuten über die beiden Käuze. Durch eine weisende Hand eröffnete ein schlichter weißer Schild mit kaffeebraunen Buchstaben, daß im „oberen Paradies" ein Schuster bereit sei für „Reparaturen". Allerdings stand nicht auch noch dabei zu lesen, daß jeder Kunde einen Büschel Petersilie oder Rüben umsonst erhalte aus des Schusters Gemüsegärtchen, das im Ueberfluß Küchenkräuter und weiße Salatköpfe hervorbrachte. Liefen auch blutwenig Schuhe in seine Werkstätte hinauf, er verlor darüber nie die Geduld. Er saß singend auf seinem Stuhle, flickte gemächlich alles, was man ihm überbracht hatte, und griff dazwischen in das neben ihm stehende Tabaksbüchslein, eine kunstvolle Arbeit aus Schildkrötenschale mit einem rund gerippelten Türchen an Messingangeln. Seiner einfachen Küche stand er selbst vor, und weil er doch so allein und vergessen lebte, so brodelte fast beständig zu seiner Unterhaltung in einem Pfännchen ein fettes Süpplein, zu dem er sich bald ein Zwiebelendchen, bald ein Rübenstengelchen oder ein Kräuterwürzelchen im Gärtlein holen mußte, so-

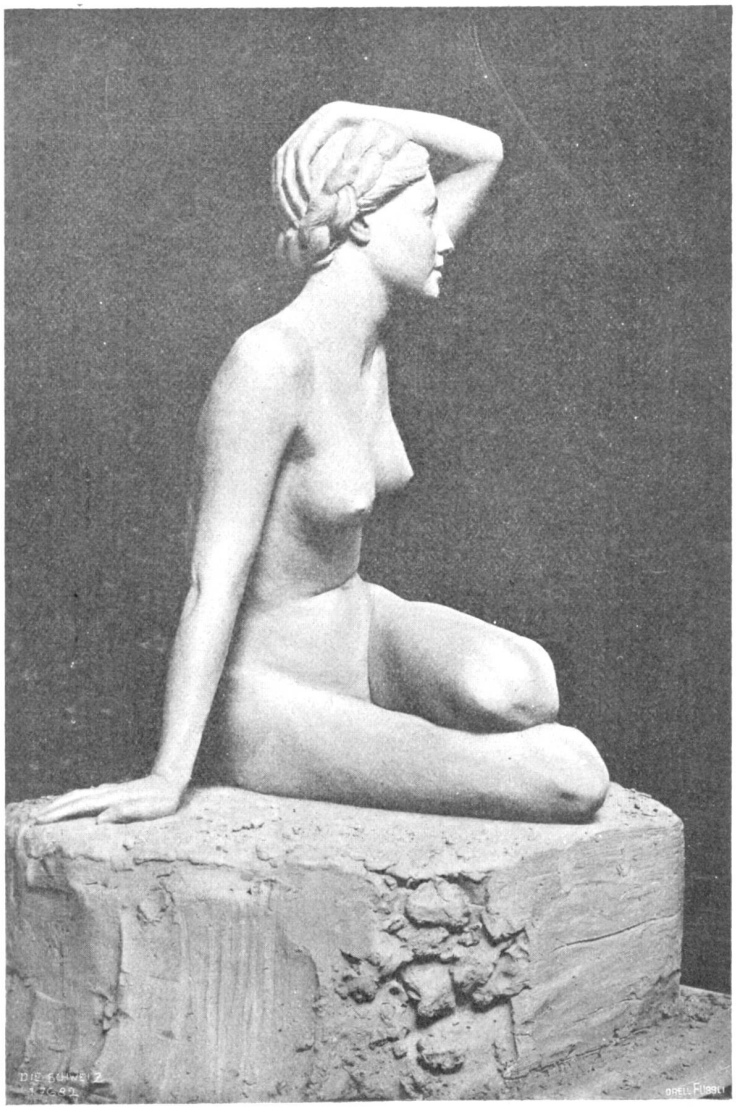


Ida Schaer-Kraule, Zug. Büste des Vaters der Künstlerin (1898).



Ida Schaer-Kraule, Zug. Bildnis von Prof. F. A. Flückiger, Marmorbüste (überlebensgroß) im Pharmakeutischen Institut zu Straßburg (1906).

daß seine Zeit auf das schönste und nützlichste dahinfloß, und da ihm ein zahmer Rabe auf der Schulter zuzugucken pflegte bei seinen Hantierungen, so machte er schier den Eindruck eines Hexenmeisters, der unter blauen giftigen Dampfringlein in einem verzauberten Teufelskesselchen rührt. Er war aber harmlos und zufrieden mit sich und der Welt, die ihm ferne lag. Als ärgstes Schimpfwort galt ihm „Türke"; denn einen Türken sah er schaudernd im Geiste nur mit einem krummen Dolch in immer blutigen Händen, der überdies als einzelner Mann unchristlich viele Frauen besaß, die ihre Kinder töteten, und wen er einen Türken nannte, der war für ihn gerichtet. Er führte dagegen gerne die Sprüche Salomons im Munde und sagte oft: „Es gibt Gold und viel Perlen, aber ein vernünftiger Mund ist ein edel Kleinod." Er glaubte nämlich seinen Mund vernünftig zu gebrauchen im Gegensatz zu seiner Nachbarin im „Granatapfel", die so viel und so lange schwatzte, daß ihr dabei alsgemach die Zähne ausfielen. Es war dies die Witwe Apfelbaum geborene Hölzle, die mit ihrer unverheirateten Schwester eine Hüppenfabrikation betrieb, indem sie aus dünnem gerolltem Teig ein zartes süßes Backwerk für die naschhaften Leute in der schönen Stadt herstellte. Beide Schwestern sollten einstens so sauber nett und rund gewesen sein wie zwei hübsch gefärbte Ostereier, daß sich der selige Apfelbaum damals lange gefragt habe, welches der beiden vorzüglichen Hölzle einem Apfelbaum besser anstehen möchte. Im Eckhause des Lichtgäßleins aber, im „unteren Paradies", kündete auf einer himmelblauen Tafel in Goldschrift die Jungfer Cleophea Stäbli ihren wohlversehenen Laden an, in dem sie eine große Auswahl von Brautschleiern feilhielt — ein duftiger Artikel, der natürlich nicht täglich und stündlich gebraucht wurde, obwohl die Stadt eine gedeihliche war. Darum hatte die Jungfer Stäbli dazu einen artigen Handel eingerichtet in Eichelkaffee und Lebertran, Zahntropfen und Fleckenwasser, Haarspiritus und Tannenduft, chinesischem Tee, Backpulver und Rattentod, Räucherkerzchen, Rabarbarwein und Kindermehl. Den Schleierladen hatte sie von ihren Eltern ererbt,



Ida Schaer-Krause, Zug. **Erwachen** (in Lebensgröße, 1905).

dazu das Haus und ein Säcklein mit blankem Geld. Im ganzen genommen verlief ihr Leben einsam und gleichmäßig. Sie konnte sich auch erlauben, eine Hilfe anzustellen: denn sie war wohlhabend, und der Laden galt ihr als Zeitvertreib, wenn schon sie mit dem Verkauf von Brautschleiern für das Leben der Allgemeinheit wirken durfte, wie sie es sinnig auszulegen wußte. Um in den Laden zu gelangen, mußte man zuerst die Glocke am Zopfe ziehen, dann eine schwere grüne Haustüre sich unsichtbar öffnen lassen, zwei Tritte hinuntersteigen und ein helles ziegelbelegtes Gänglein durchgehen, bis man die Glastüre traf, wo auf einem Briefpapier mit violetter Tinte geschrieben stand: „Cleoph. Stäbli, Verkauf von Brautschleiern ꝛc." Genau besehen war der Laden nur ein großes, in hellem Blau gestrichenes und durch den langen Tisch in zwei Hälften geteiltes Zimmer, dem, da es im Eckhause lag, zwei Fenster nach der Hauptstraße und deren drei ins Lichtgäßlein zur Verfügung standen. So konnte die Jungfer Stäbli die Welt im rechten Winkel betrachten, worin sie oftmals beständig von einer Seite zur andern lief, abwechselnd das Welttreiben der schönen Stadt und die Ruhe der stillen Gasse beobachtend und genießend. An den Wänden befanden sich die verschiedenen Glasschränke mit den lockenden Verkaufsartikeln, und in geblümelten flachen Pappschachteln schliefen die Brautschleier. In der Mauerwand war eine schmückende Nische eingegraben, darin eine Vase aus körnigem Milchglas mit Strohblumen prangte neben zwei goldenen Tassen aus englischem Porzellan und wenig muffigen Büchern, die der Jungfer Stäbli von ihrem Vater geblieben waren und die sie ungelesen benützte, um die Fenster anzusperren. Auf einem Tischchen aus Marmor mit goldenem Fuß standen eine ausgestopfte, magere Amsel, ein Fläschlein voll Rosmarinwasser und eines mit heilsamem Erdschneckenwasser; darüber hing ein Spiegel in gläsernem Rahmen. Als schönstes Stück aber machte sich eine geschweifte Kommode auf Geißfüßen mit einem eingelegten Schreibpulte darauf breit, die beneidenswerte Hinterlassenschaft des Urgroßvaters Stäbli, der als Tischmacher und Stadttrompeter gewirkt und geamtet hatte. Die Jungfer Stäbli hatte ihr nußbraunes Haar in ein kleines Netz gestopft und trug meistens ein einfaches glattes Kleid von der Farbe der Kartoffelschale, dazu eine dunkelviolette Schürze mit schwarzem Rand, wodurch sie sich absichtslos den müden, glanzlosen Farben des Lichtgäßleins anpaßte. Die vordere Reihe schwarzer Knöpfe an der Jacke brauchte sie gerne als Orakel zum Abzählen und war in allem eine tugendreiche ehrenwerte Person. Sie war dreißig Jahre alt, ein wenig glattbrüstig, doch nicht ohne jegliche Anmut, und sie war schwärmerisch. Mit den seltenen Kunden sprach sie gerne und, wie sie wähnte, äußerst klug; die Weisheit schöpfte sie aus drei von ihrer Großmutter stammenden Taschenalmanachen, die niemand mehr kannte und die sie deshalb nach und nach nur wörtlich aufzusagen brauchte, um etwas Nagelneues zu bieten, das die Leute, als aus dem Kopfe der Jungfer Stäbli entsprungen, staunend hinnahmen. Beim Verkaufen von Brautschleiern war sie auf eine gefühlvolle Art gesprächig, redete von den ersten Blüten des Lebens und des Monat Mai, vom zarten Duft der Morgenröte und andern passenden Dingen und vergaß nicht daneben die genaue Geschichte der bezüglichen Brautschaft bis ins kleinste zu erfragen. Zu jedem Brautschleier legte sie aufmerksam und zwar schenkweise ein rotes oder ein blaues Pappdöslein mit einem von Goldpapierrändchen verbrämten Glasdeckel; dahinein konnte die Braut eine Myrtenknospe aus dem Kranze versorgen und das Ganze als Zierstücklein im jungen Haushalte aufstellen. Sie selbst barg in einem solchen Döschen ihren ersten Kinderzahn. Ihr Gärtchen gegen die Morgensonne hin bestand nur aus einem gepflasterten Höflein, darin sie das Unkraut stille wachsen ließ als Teppich. In der Mitte türmte sich eine Wasserkunst, niedlich aus kristallenen Steinen zusammengesetzt. Wenn sie spielte, fing ein Negerfigürchen mit beiden Händlein abwechselnd zwei Silberkugeln auf und schlenkerte sie wieder in die Luft. Eine Hofecke ward beschirmt durch den von der Jungfer Stäbli selbstgepflanzten Pfirsichbaum, der ihr oftmals zwanzig bis dreißig Früchte bescherte und sie manchen Herbst mit leeren Händen enttäuschte. Darunter stand eine steinerne Ruhebank und eine zweite unter dem kleinen Holzbalkon, den eine hölzerne Säule stützte; da sich diese Säule nach oben gabelte, so brachte sie den Eindruck hervor, als wäre die Laube aufgespießt. — Dergestalt waren die Leute im Lichtgäßlein gemodelt. Zwischen den alten nachdenklichen Häusern und aus dem stillen sinnenden Gäßlein heraus wuchsen sie mit ihren Absonderlichkeiten und ließen durch die breiten Dächer ihr schlichtes harmloses Glück behüten, während rundum in der schönen Stadt am grünen Fluß das ewigtreibende, stolze, rauschende Leben kämpfte, strebte und triumphierte. (Schluß folgt).